Die Uni als Profitorganisation

Der hochgelobte Wissens- und Technologietransfer pervertiert die Uni-Idee

Beda M. Stadler

Politiker möchten, dass unsere Universitäten selbsttragend werden. Internet-Bubble und Biotech-Boom haben in ihren Köpfen eine unselige Goldgräberstimmung ausgelöst. Die Uni-Leitungen standen unter Spardruck, wer will es ihnen da verübeln, dass sie den neuen Geldhahn ebenfalls anzapfen wollen. Man äugte in die USA, dort wurde der Wissens- und Technologietransfer (WTT) institutionalisiert – und gleich von uns übernommen. Das war reine Blauäugigkeit. Bis heute ist keine Uni reich geworden, der WTT hingegen wurde zur Innovationsbremse.

Selbst wir Forscher rieben uns die Hände in Erwartung all der Patente, die nun, an den Universitäten gehortet, den grossen Geldsegen bringen sollten. Kollegen aus anderen Fakultäten gelüstete es nach der willkommenen Quersubventionierung. Die Idee WTT wurde salonfähig, unterstützt von Leuten, die sich an keinem Geschäft die Finger schmutzig machen würden, die also auch nicht verstehen, wie das Business funktioniert. Ein Patent ist wertlos, ausser jemand setzt es um und kriegt dafür eine Exklusivlizenz. Diese Lizenz ist aber ein Strick um den Hals, wenn das Patent nicht professionell betreut wird.

In der Zwischenzeit brüsten sich die WTT-Stellen, sie seien selbsttragend. Kein Wunder, immerhin hat der Bund erst kürzlich nochmals 15 Millionen dafür aufgeworfen. Zudem ist es für einen Forscher mittlerweile nicht mehr freiwillig, ob er mit einem WTT-Office zusammenarbeitet. Die Transfer-Stellen sind damit zu finanziellen Wegelagerern geworden. Als ihre Hauptaufgabe sehen sie nicht mehr die Fördertätigkeit, sondern sie sorgen dafür, dass die Universitäten nicht über den Tisch gezogen werden. So treten sie auf und berufen sich auf Universitätsgesetze. Das Klima ist angespannt. Firmen beklagen sich. Sie möchten mit Forschern zusammenarbeiten, aber ohne kompliziertes Vertragswerk mit einem WTT-Büro, das sie wie Abzocker behandelt. Am schlimmsten dran sind Startup-Firmen. Diesen jungen Leuten hat die Uni Platz gegeben, sie schreiben die ersten Businesspläne, lernen die Sprache der Venture-Kapitalisten – und müssen dann von denen lernen, dass sie nichts als ein Patent haben, das aber der Uni gehört.

Ein Patent muss gepflegt werden. Diese Pflege braucht Geld. Mit den WTT-Verantwortlichen hat man den Bock zum Gärtner gemacht. Sie feilschen hemmungslos mit abhängigen Jungunternehmern oder mit Firmen, anstatt diesen zu helfen. Niemand hat bemerkt, dass die Universität so unversehens zur Profitorganisation geworden ist. Eine jedoch, die kein Risiko trägt. Die Uni ist also drauf und dran, ihre Unschuld zu verlieren. Als Nächstes ist die Glaubwürdigkeit dran.

Universitäten sind immer noch Schulen. Ich möchte aber nicht an einer Schule lehren, die eigentlich eine Firma ist. Die Konflikte sind programmiert; die Forschungsfreiheit ist ein höheres Gut als der Profit. Wir sollten stolz darauf sein, dass das geistige Eigentum ins Volk wechselt, denn WTT bedeutet Wirtschaftsförderung. Die neugegründeten Firmen werden Steuern zahlen, von denen wir Forscher leben. Die Uni lässt auch sonst mehr oder weniger gescheite Ideen auf das Volk los, ohne dafür vorab Geld zu

ILLUSTRATION: GABI KOPP

verlangen. Nach meinem Verständnis sollten die Universitäten also Nonprofitorganisationen bleiben.

So verlockend der Gedanke ist, von Royaltys und Patentrechten leben zu können, so unverständlich ist die Idee, dass nur die Naturwissenschaften gemolken werden sollen. Warum beteiligt sich die Universität eigentlich nicht am geistigen Eigentum der anderen Fakultäten? Wie steht es mit Royaltys von Juristen oder Theologen? Dieser Gedanke zeigt, wie absurd die WTT-Praxis ist.

> Universitäten sind immer noch Schulen. Ich möchte aber nicht an einer Schule lehren, die eigentlich eine Firma ist.

Es gibt einen Ausweg aus der verfahrenen Situation: Die Uni verzichtet auf das geistige Eigentum. Im Gegenzug verpflichtet sich eine Firma, sobald sie in den schwarzen Zahlen ist, die universitären Forschungskosten zurückzuzahlen. Falls die Firma auch danach ihre Uni unterstützt, wäre sie als Sponsor willkommen.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

pH-Wert
Pia Horlacher

In den letzten Jahren habe ich – zufällig, nicht absichtlich – den Internationalen Tag der Frau meist auf einer einsamen Insel im Indischen Ozean verbracht. Darum habe ich die jährlichen Emanzipationsschübe der Schweizer Männer jeweils verpasst. Dass sie dieses Jahr im Nationalrat sogar einem Vaterschaftsurlaub zugestimmt haben, tröstet mich nun sehr über meine frühe Rückkehr aus dem kleinen Ferienparadies hinweg. Gender-Fragen drängten sich allerdings auch dort auf. Im muslimischen Inselland sind fast hundert Prozent der Resort-Angestellten Männer; die Frauen des Landes werden so vor Kontakt mit Ausländern und westlicher (Un-)Kultur geschützt. Soll sich die Westlerin also darüber freuen oder grämen, dass die Zimmermädchen hier alle Roomboys sind? Einerseits gibt es keinen widerlichen Sextourismus, und ausserdem kann man schön beobachten, wie eine alte Mär des Patriarchats Lügen gestraft wird: Die Hausarbeit geht der muslimischen Krone der Schöpfung genauso flink von der Hand wie ihren von Natur aus dafür geschaffenen Untertaninnen auf der ganzen Welt. Anderseits ist der sogenannte Schutz der Frauen traditionell nur die Kehrseite ihrer Unterdrückung. Auch jenes andere Land, Libyen, das pünktlich zum Frauentag verfügt hat, Frauen unter vierzig dürften nur noch in männlicher Begleitung ins Ausland reisen, deklarierte das schliesslich als Schutzmassnahme. Was den über Vierzigjährigen passiert, ist völlig egal. Spätestens in diesem Alter wissen wir aber, dass wir uns vor dieser Sorte Ritterlichkeit selbst schützen müssen.

Nachrufe

Feuerwerk und Totentanz

Dänu Boemle, der als Radiomoderator zur Kultfigur wurde, ist 46-jährig gestorben

Er übertrat die Grenzen des Erlaubten. Im Radiobetrieb und manchmal im Leben ausserhalb. Experimentierte mit Musik und Wörtern und Beziehungen. Erlebte Höhenflüge. Und stürzte ab.

An Basel, wo er eine Zeitlang sesshaft war, liebte er – nebst «den Elsässerinnen», mit denen man frotzeln und flirten konnte – «den Totentanz», den von Matthäus Merian in Kupfer gestochenen existenziellen Reigen.

Ein Findelkind sei er, erzählte der 1960 geborene Daniel Boemle manchmal. Tatsächlich war er in einer flüchtigen Liebschaft gezeugt und dann zur Adoption weggegeben worden; im Berner Vorort Zollikofen wuchs er bei Pflegeeltern auf. Das machte ihm zu schaffen: Man hatte ihn weggegeben.

Freunde fand er, es mag anfänglich ein Zufall gewesen sein, bei Blinden. Jedenfalls besprach er dann Kassetten für Sehbehinderte, las Hörnachrichten, Hörbücher, Briefkassetten. Es war der Anfang seiner Moderatorenkarriere. «In seinem Kopf malte er sich früh ganze Klanglandschaften aus», sagt sein früher Freund Lukas Machata.

Mit diesem Freund gründete Boemle die Musikband Ugly Bluz connected, in der er als Sänger auftrat – und Mundharmonika und später Posaune spielte. Denn er hatte eine markante Stimme. «Ein weiches Schnarren», erinnert sich einer. Deswegen konnte Boemle auch als freischaffender Reporter tätig werden bei Radio Extra Bern, das 1983 den Betrieb aufnahm, später bei Radio Förderband. Was er auflegte, war oft schräg, doch er spürte sein Publikum. Er schuf eine Sendung – «Labor» – für eine nächtliche Hörerschaft, was eine Konzessionsverletzung darstellte. Und als er über die Räumung der alternativen Hüttensiedlung Zaffaraya berichten sollte, legte er das Mikrofon weg, band sich ein Tuch um und verwandelte sich in einen Strassenkämpfer.

Ein «Caficionado» sei er, gestand er, 16 Espressi im Tag, warum nicht? Radio DRS3 holt dieses Quecksilber 1988 von der Lokalradiokonkurrenz weg ins stattliche Staatsunternehmen. Der Moderator polarisiert. Vor allem bei den Vorgesetzten. Er kommt morgens struppig ins Büro wie eine streunende Katze. Er ändert gleich das Programm, wenn es ihm nicht passt. Hat freche Sprüche bereit. Über Mainstream-Musik («komponierter Hirnriss als Quintessenz zeitgeistiger Fahrstuhlmusik»). Über Mainstream-Verhalten («ist man sich hierzulande doch gewohnt, des Tags eher das Still-Freundliche zu Markte zu tragen, aufeinander schiessen tun wir nachts»). Gibt die SBB-Fahrpläne durch für eine Demo, was schon wieder gegen irgendwelche Vorschriften verstösst. Macht ein Vormittags-Special mit seinem Freund Machata über tschechische Underground-Musik, von der kaum einer je einen Ton gehört hat – vor dem Mauerfall 1989. Spielt unablässig eine unbekannte Single, «Belpmoos», bis sie nun wirklich alle kennen. Und verhilft damit der Berner Band Patent Ochsner 1991 zum Durchbruch.

Boemle nahm seinen Arbeitgeber beim Wort, der sich in der Werbung «amtlich bewilligter Störsender» nannte. «Als Moderator bei DRS war er einfach ‹the altitude›», schreibt ein Hörer in einem Internetbeitrag, «wir haben immer gut abgetanzt.» Als die computergesteuerten Musikprogrammierer kamen, ging er weg.

Klanglandschaften im Kopf: Dänu Boemle. (Carole Joset)

Er zog nach Basel, es war wohl wieder eine Frau im Spiel. Und nun entfaltete er ein Feuerwerk von Unternehmen. In einem eigenen Atelier im Gundeldingerquartier hinter dem Bahnhof, «wo ich nicht gleich einen Schweizer sehe, wenn ich das Haus verlasse», betätigte er sich als Maler, wofür er selber die Farben mischte. Er legte als Gelegenheits-DJ in Musikklubs auf, gerne Funk oder Jazz. Irgendwann war er auf und weg, als er vom Bahnhof her die Lautsprecherdurchsage gehört hatte, dass der Nachtzug nach Brüssel bereitstehe. Er trug nur Jeans und Hemd und seine Kreditkarte auf sich. Und gelangte nach Oostende, wo er sich in eine Kristel verliebte.

Lange verschwieg er, warum er 1994 auch noch beim Radio aufgehört hatte. Warum er dann so leidenschaftlich lebte. Er war an Aids erkrankt.

Die Krankheit zehrte an ihm. Noch vermochte er eine schräge Novelle zu schreiben. Die Geschichte eines Cafés und zugleich «der winzigsten Kaffee-Rösterei Westeuropas»; es war sein Lieblingstreff «La Columbiana». Er erzählt darin nicht nur, wie es vor einem Überbauungsprojekt gerettet wurde. Er erzählt von einem Adoptivkind, das Liebe sucht. Von einer Frau, die der Held nicht bekommen kann. Und von viel Haschischgewölk.

Denn nun hatte Boemle, der Drogen stets verabscheute, weil sie den Kopf zudröhnten, Hanf als Medikament entdeckt. Chemische Cocktails wollte er nicht nehmen. Als die Schmerzen überhandnahmen, zog er noch einmal weg. Ins Juradorf Les Ponts-de-Martel. Wo er auf einer Brettkonstruktion auf dem Stubentisch schlief, damit er beim Aufwachen die Moorlandschaft im Blick habe. Mit einer Sterbehilfe-Organisation hat er sich ausgeklinkt aus diesem Leben, das nur ein Totentanz war. *Willi Wottreng*

Katharina Mayberg, gestorben im Alter von 81 Jahren, war in den fünfziger und sechziger Jahren eine beliebte Darstellerin in deutschen Filmproduktionen. Doch wer kennt noch «Die schöne Müllerin» (1954) oder «Rosen-Resli» (1954)? Vielleicht weckt der Name der Filmkomödie «Junge Menschen brauchen Liebe» (1961) vage Vorstellungen. Allerdings sang darin eine Conny Froboess das Liedchen, das dem Film den Titel gab.

Franz Meyer, 87, Kunstsammler und Museumsmann. Schon in seinem Elternhaus hingen Arp, Klee, Picasso, Cézanne, sein Grossvater hatte sich sein Vermögen verdient mit Tabak auf Sumatra und begann Kunst zu sammeln. Da sich Meyer «für einen Juristen zu weltfremd» fand, wandte er sich der Kunstgeschichte zu. Seit 1955 war er Leiter der Kunsthalle Bern. Seit 1962 Direktor des Kunstmuseums Basel. Er überzeugte die Basler Stimmbevölkerung, einem 6-Millionen-Kredit zuzustimmen, der zusammen mit privaten Geldern den Ankauf zweier Spitzenwerke von Picasso ermöglichte: «Les Deux Frères» und «Arlequin assis».

Herman Brix, 100, «Tarzan»-Darsteller. 1906 geboren im US-Gliedstaat Washington, war Brix ursprünglich Spitzensportler. Im Kugelstossen gewann er 1928 bei den Olympischen Spielen die Silbermedaille. Kurz danach verbesserte er den Weltrekord in dieser Disziplin auf 16,04 Meter. 1935 spielte er die Hauptrolle im Film «The New Adventures of Tarzan». Doch nach zwei weiteren Folgen wollte er nicht mehr Urwaldmensch sein. Er nannte sich nun Bruce Bennet und spielte andere Rollen in Dutzenden von Hollywoodfilmen, darunter «Der Schatz der Sierra Madre».

Mario Chanes de Armas, 80, kubanischer Oppositioneller. Er war an Fidel Castros Seite, als die kubanische Revolution begann. Doch dann gewann er die Überzeugung, dass der Líder Máximo die demokratischen Versprechungen nicht einhalte. 1962 wurde Chanes de Armas wegen der Planung eines Attentats auf Fidel Castro zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt; dank den Bemühungen von Menschenrechtsorganisationen kam er nach harten Haftjahren frei. Er starb in Miami. *(wot.)*